

Taunus-Blätter

Unterhaltungs-Blätter / Geschichte und Heimatkunde
Wochen-Beilage zur Taunus-Zeitung

Kelkheimer- und
Hornauer Anzeiger

Nassauische Schweiz ✧ Anzeiger für Ehlhalten,
Eppenhain, Glashütten, Ruppertsghain, Schloßborn

falkensteiner Anzeiger
fischbacher Anzeiger ✧

2. Jahrgang

Geschäftsstelle:
Hauptstraße 41

Dienstag, den 11. Januar 1916

Fernsprecher:
Königsstein 44

Nummer 2

Große Zeit.

Erzählung von Arnold Frank.
— Nachdruck verboten. —

19

Nochmals rief der Alte: „Tilde, kannst Du wirklich so was von Deinem Vater glauben?“ Sie schwankte zwischen Furcht und Hoffnung; vieles, alles, was ihr in den letzten Jahren das Leben verbittert hatte, wollte sie vergessen, wenn sich nachweisen ließ, daß er bei diesem Schurkenstreich völlig unbeteiligt gewesen war.

„Vater, ist es wirklich so, wie Du sagst? Du hast mir kein Wort davon gesagt, daß Du in der Nacht das Haus verlassen und mit dem anrüchigen Menschen, dem Baron, zusammengewesen bist. Und der hat wieder Verkehr mit einem bekannten Einbrecher in Deiner Gegenwart unterhalten.“

Mit einem wirklich jovialen Lachen fragte Helmert seinen grauen Kopf. „Tildeken, mache doch den armen Kerl von Seppel, den Baron, nicht zu schlecht. Dem ist schon so oft die Petersilie verhängelt, daß er wohl manches fertig bringt, wozu sich andere Leute nicht so leicht entschließen, aber daß er seine Baronsfinger in diese Einbruchsgeschichte hineingesteckt hat, das glaube ich doch nicht. Einen Bekannten hat er ja öfter mitgebracht, aber das war ein Rentier, so wie ich, bloß, daß er noch weniger hohe Sprünge machen konnte. Holt doch die beiden Leute auf die Polizei, dann werdet Ihr ja alles hören.“

Ein Schutzmann machte eine Meldung. „Die Beiden sind in dem Nachlokal, in dem sie sonst regelmäßig zu verkehren pflegten, nicht angetroffen, es sind aber schon alle Polizeireviere benachrichtigt worden.“

„Das stimmt,“ sagte Helmert, heute waren sie nicht da. Eine Familienfestlichkeit, zu der sie auch mich eingeladen hatten, aber ich wollte mich nicht ausdrängen. Aber morgen werden sie sicher da sein.“

Matilde reichte ihrem Vater die Hand. „Ich will Dir glauben,“ sagte sie bewegt, „denn ich könnte es nicht überleben, wenn ich erkennen müßte, daß Du auch diesmal mich getäuscht hättest. Geh zu Bett, Vater, morgen wird sich alles aufklären.“

Es schien wirklich eine ehrliche Freude zu sein, die Helmer's Gesicht überstrahlte. Dann lachte er: „Weißt Du, Tildeken, das lange Reden hat mich durstig gemacht. Ein paar Flaschen Bier hast Du wohl noch da. Und der Herr Polizeileutnant ist gewiß so freundlich, sich nach der langen Arbeit auch ein bißchen zu stärken. Jetzt, wo die Sache abgetan und vergessen ist, können wir uns das leisten. Was, Herr Leutnant?“

„Ich habe Dienst, Herr Helmert,“ lehnte dieser ab. „Wir müssen zusehen, daß wir die Spitzbuben so bald wie möglich erwischen und ihnen das Geld abjagen. Sie tun jedenfalls am besten, sich zur Ruhe zu legen. Gute Nacht!“

Aber der eigensinnige Alte hielt den Offizier am Arm fest. „Bloß zum Anstoßen und zum Abgewöhnen,“ lachte er schon beinahe, denn die Müdigkeit und der Alkoholkonsum aus der Nacht überwältigte ihn. „Tildeken, bloß zwei Flaschen hole.“

Da er immer größeren Krakehl machte, tat Matilde schließlich nach seinem Bunsche, indem sie dem Polizeileutnant einen bittenden Blick zuwarf. „Na, dann ein Glas!“

Mit großer Wichtigkeit ließ Helmert das Bier in zwei Portale rinnen, stieß mit seinem Gegenüber an und wollte das Glas mit einem Zuge leeren. Aber dabei verschluckte er sich und wurde ganz blau im Gesicht. Er wehrte seine Tochter, die ihm zu Hilfe kommen wollte, ab und riß sein Taschentuch aus der Tasche, um sich Luft zu schaffen.

Da ein Geklingel, bei dem dem Alten die Arme schlaff am Körper herabsanken, während seine Tochter ihn entsetzensstarr anschaute. Dann bückte sich Matilde schnell und las die Zwanzigmarsstücke, es waren dreißig, vom Boden auf

„Vater, Vater, woher hast Du das Geld?“ Sein rotes Gesicht färbte mit einem Male sich grau, er lachte unverständliche Worte. Matilde warf dem Polizeileutnant einen flehenden Blick zu, der die Achseln zuckte. „Ich muß Sie verhaften, Herr Helmert, erschweren Sie mir mein Amt nicht.“

Mit verglasten Augen starrte der Alte um sich, dann stieß er einen röchelnden Laut aus, als ob er ersticken wollte, und brach zusammen. D. C. Helmert stand vor dem ewigen Richter, wortlos kniete seine Tochter an seiner Leiche.

Zweiter Teil.

Es war an einem schönen hellen Wintertage des Jahres 1909. Selten waren die Straßenbahnen der Residenzstadt an der Spree so überfüllt, denn jeder, der über freie Zeit verfügte, und viele, die nicht in der glücklichen Lage waren, aber sich trotzdem damit absanden, waren am frühen Morgen in das Innere der Millionenstadt gefahren und kehrten nun am Mittag nach Haus zurück. Und die Frauen hatten oft Rot, ihre Männer mitzubekommen, gaben sich jedoch die eifrigste Mühe, denn sie wußten, was ein angebrochener inoffizieller Feiertag bedeutet. Heute war nun zwar kein inoffizieller Festtag, aber es war doch etwas Besonderes los; König Edward von England, der mit seiner Königin Alexandra als Gast seines kaiserlichen Neffen in Berlin verweilte, besuchte an diesem Tage das Rathaus, und weil es das erste Mal war, daß die Stätte der bürgerlichen Verwaltung sich einer so hohen Ehre erfreute, war auch von den Stadtvätern ein sehr hoher Kredit für den Willkomm des vielgenannten Monarchen genehmigt worden. Eine wunderbare gärtnerische Ausstattung, die einen vollen Frühling unter dem Winterhimmel entfaltet hatte, ein „bescheidenes“ Frühstück, eine Besichtigung, ein Konzert, in welchem u. a. Berliner Schulkinder innige deutsche Volkswesen erschallen

ließen, bildeten die Hauptpunkte der glanzvollen Veranstaltung.

Nun war die Festivität zu Ende, die großbritannische Majestät hatte sich sehr, sehr huldvoll verabschiedet, und die Teilnehmer zerstreuten sich in angeregter Unterhaltung. Die Stadtväter sprachen meist noch zu einem Betrachtungsschoppen im Ratskeller vor, sie trugen die sorgsam um den Nacken über die Brust gelegten silbernen Amtsketten mit besonderer Grandezza. Nur einer von ihnen, noch ein jüngerer Mann, bahnte sich mit starken Schultern einen Weg durch die Menschenmenge und sprang eifertig in den heranlingelnden Wagen der Straßenbahn, der jetzt den Verkehr nach den verschiedenen Stunden der Absperrung wieder aufnahm.

„Holla, Steffen, bleiben Sie noch, wir trinken noch einen Schoppen,“ klang es ihm aus dem Kreise der Kollegen nach. Der aber drehte sich nur flüchtig um.

„Kann nicht, meine Herren,“ versetzte er lachend; „meine Frau kocht heute mein Leibgericht und da muß ich pünktlich zu Hause sein. Und ich habe mir meinen Frühstückssappetit für das Mittagbrot aufgehoben.“

Damit rollte der Wagen davon. Die Einen lachten mit dem gutgelaunten Kollegen mit, die Anderen sagten: „Steffen kann die Zeit nicht abwarten, bis er seiner Frau erzählt hat, daß der König sich mit ihm unterhalten hat. Die paar Minuten.“

„Na, es war schon länger,“ berichtete ein Ehrlicher. „Steffen gilt als eine Autorität für den Bau von praktischen und gesunden Wohnhäusern für kleine Leute und der Oberbürgermeister rief ihn selbst heran, als der König darauf zu sprechen kam. Übrigens ist das ein soziales Gebiet, auf dem gerade in England noch riesenhaft viel getan werden muß.“

Inzwischen fuhr der Ratsmaurermeister Steffen heiter in dem im Nu überfüllten Straßenbahnwagen dem Norden von Berlin zu, wobei er im Schmutz seiner silbernen Stadtverordneten-Rette der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit war. Einige ihm bekannte Hausbesitzer aus seiner Nachbarschaft fragten, wie die Feier im Rathaus verlaufen sei, und als Steffen antwortete, daß der König recht lebenswürdig gewesen sei, wurde die Meinung bekräftigt, Edward sei früher doch wohl zu hart beurteilt worden. Steffen ging darauf nicht weiter ein, er sehnte sich nach Hause, denn er hatte wirklich Hunger trotz des im Rathause reichlich aufgestellten Frühstücks, dem er wenig zugeprochen hatte; er war nun mal kein Freund von Vedereien, und zu Hause erwartete ihn eins der alten Berliner Lieblingsgerichte, Wirsingsohl mit Hammelfleisch.

Aber bei dem rastlosen Straßenverkehr war es für den Wagenführer nicht annähernd möglich, die Fahrzeit inne zu halten, und so kam es, daß ihn beim Eintritt in sein Haus seine Frau schleunigst in das Schlafzimmer drängte, damit das gute Mittagbrot nicht vollständig einkochte. Frau Tilde Steffen meinte, das Erzählen laufe nicht fort, und auf die beiden Jungen werde nicht mehr gewartet. Der Herr Ratsmaurermeister schmunzelte, während er seinen Appetit zu stillen begann; er konnte sich denken, daß seine beiden Söhne Werner und Adolf keinen besonderen Eifer zeigen würden, schnell nach Hause zu kommen. Denn des Vaters Vorliebe aus seiner Lehrlingszeit für die alte Berliner Hausmannskost war durchaus nicht ihre Passion, wenn sie sich auch am Tische selbst nicht zu muscen wagten. Aber beide helle Berliner Jungen hatten von den Leuten in der Nachbarschaft und von den Arbeitern des Geschäfts oft genug gehört, daß die alte Firma Ehrhard Redlich zu den reichsten Gewerbebetrieben in ganz Berlin gehöre, und daß die Eltern nicht hier im äußersten Norden Berlins in ihrem sonst recht netten Hause zwischen Baumaterialien aller Art zu wohnen brauchten, sondern im Grunewald eine der dort vom Vater erbauten Villen beziehen

konnten. Viel eher noch, als andere prozige Bauunternehmer.

Werner Steffen, der Älteste, sollte zu Ostern die Schule verlassen, um als Kadett in die Kriegsmarine einzutreten, für die er schon als kleines Kind begeistert gewesen war. Er war ein ruhiger, nachdenklicher Junge unähnlich seinem jüngeren Bruder, der vom ganzen Hause ein „ruppiger“ Berliner Bengel genannt wurde. Dies „ruppig“ bezog sich aber nur auf das Mundwerk von Adolf Steffen, denn äußerlich zeigte er alle Anlagen für ein Eigerl. Diese Reigung wäre ihm wohl bald von den Eltern abgewöhnt worden, aber er hatte als seinen künftigen Lebensberuf den eines Berliner Rechtsanwalt gewählt und sagte, diese Männer des Rechts müßten patent auftreten. Er war mit seinen Zukunftshoffnungen hervorgetreten, als er eines Tages hörte, wie sein Vater sich über die Unsolidität eines Geschäftsfreundes ärgerte. „Vater,“ hatte der Bierzehnjährige gesagt, „Du bist zwar auch mit Spreewasser getauft, aber für Deine Landsleute bist Du viel zu gut. Ich werde schon später dafür sorgen, daß Dir keiner mit den Zwanzig-Markstücken durchgeht; den Profit teilen wir nachher.“ Otto Steffen hatte eine nicht mißzuverstehende Handbewegung gemacht, vor welcher der Junge schleunigst retirierte, wobei er aber doch fortfuhr, sein Talent zu preisen. Am nächsten Tage ging die Mutter zum Leiter der Schule und teilte ihm die Zukunftswünsche ihres jüngsten Sohnes mit. Die kluge Frau schien die Phantasien des Jungen nicht recht zu teilen, eben seines lauten Mundes wegen. Der erfahrene Schulmann lächelte und sagte, „Berehrte Frau, wir wollen Ihren Sohn nicht allein danach einschätzen, was er auf der Junge trägt. In seinem Kopf steckt ein großes Stück Geistesheit, und wenn er die mit dem ihm von seinem Großvater vererbten Mutterwitz verbindet, so paßt das für Berlin. Verlassen Sie sich darauf, der Junge macht seinen Weg. Übrigens steckt in dem Adolf auch Gemüt!“

Das sollte sich schon zeigen, als Frau Steffen von ihrem Gange nach Hause kam. „Na, Mutter, was hat der Dixer gesagt?“ rief ihr der Junge entgegen. — „Dein Wunsch soll erfüllt werden,“ sagte sie lächelnd. Eine ganze Weile sah Adolf seine Mutter beinahe verduht an, denn so zuversichtlich er vorhin noch gewesen war, an stillen Bedenken hatte es ihm doch nicht gefehlt. Mit dem Vater fertig zu werden, dünkte ihm nicht so schwer, wenn der auch streng erschien. Aber die Mutter ließ sich nichts vormachen, gerade so, wie sie ohne viele Worte Gehorsam forderte und fand. So war er denn auch, als sich die erste Überraschung gelegt hatte, außer sich vor Freude, umarmte die Mutter und gab ihr einen herzlichen Kuß. Und dem Vater, der gerade in die Stube trat, geschah daselbe, wobei der hoffnungsvolle Sohn ausrief, „Vater, es ist erreicht, ich darf Rechtsanwalt werden, sagt Mutter, und für den ersten Prozeß, den ich für Dich führe, rechne ich kein Honorar.“ Otto Steffen fand es nur selbstverständlich, daß Mutter es gesagt hatte, setzte aber für den künftigen Rechtsmann hinzu, „Schön mein Sohn, tu das, und für die anderen Prozesse ziehe ich Dir ab, was Deine Studien gekostet haben.“ Diese unerwartete Antwort verblüffte die „Berliner Pflanze“ dermaßen, daß Adolf zu seinem Bruder auf den Hof hinaus lief, wo man ihn noch lange reden hörte, was sich Vater bloß dachte! So stellte sich die Familie des Ratsmaurermeisters Steffen nach Ablauf der fast siebenjährigen Ehe dar, die wenige Wochen nach dem plötzlichen Tode des alten Helmert geschlossen worden war. Als in jener Nacht Frau Tildes Vater unter dem Vorwurf, den Einbrechern im Hause seiner Tochter Beistand geleistet zu haben, zusammengebrochen war, um sich nicht wieder zu erheben, wollte sie fast am Leben verzagen; zu der alten Schande, die vor Jahren der Spekulant Helmert über den Namen seines Kindes gebracht hatte, war jetzt der neue Flecken und das Schandmal eines gemeinen Verbrechers ge-

kommen. Alles, was ihr Großvater Ehrhard Redlich im Laufe zweier Jahrzehnte getan hatte, den alten Namen glänzend wie früher strahlen zu lassen, war bei dem großen Publikum, das nun einmal stets an den neuesten Klatsch denkt, beseitigt worden. Dafür sprachen schon deutlich genug die Überschriften in den Zeitungen, welche diese Sensations-Angelegenheit behandelten.

Am nächsten Morgen ließ sie ihren Prokuristen und Kassierer Otto Steffen zu sich bitten. Seine Teilnahme-Bezeugungen wehrte sie ruhig, aber bestimmt ab. „Wir wollen die Sachlage ruhig besprechen, lieber Steffen; ich habe meinem Vater gegenüber alle Rücksicht walten lassen. Als Kind konnte ich nicht anders handeln, aber über mich als Inhaberin der Firma wird doch Mancher den Kopf schütteln. Nein, reden Sie nicht, das ist so. Ich bin sehr unvorsichtig gewesen, und diese Tatsache zeigt mir, daß an die Spitze eines solchen großen Geschäftsbetriebes schließlich doch ein Mann gehört, weil eine Frau in irgend einem Punkte versagen muß. Deshalb mache ich Ihnen den Vorschlag, die Firma zu übernehmen. Ich weiß bei Ihnen das Geschäft in guten Händen und werde Sie gern mit dem notwendigen Kapital unterstützen. Ich denke, es wird für Sie keine lange Überlegung erforderlich sein.“

Über Otto Steffens Gesicht war der Ausdruck einer starken Überraschung gegliitten, die indessen bald einem ruhigen Entschlusse Platz machte. „Liebes Fräulein,“ sagte er mit schöner Offenheit, „das Vertrauen, welches in Ihren Worten liegt, bedeutet für mich eine außerordentliche Ehre. Wenn es nur darnach ginge, mußte ich ja sagen.“ Er sah lange auf das Bildnis Ehrhard Redlichs, welches das Gemach zierte. „Ich würde mich bemühen, dem Andenken des alten Herrn in jeder Beziehung gerecht zu werden. Aber es geht doch nicht.“ Er dachte noch einmal nach und blieb dabei.

Die junge Prinzipalin beobachtete ihn aufmerksam, wie er in sichtlich Erregung in dem alttümlichen Gemach auf und ab ging. „Und weshalb sollte es nicht möglich sein?“ fragte sie sanft. „Scheuen auch Sie etwa die Vergangenheit?“ Der Prokurist legte seine rechte Hand feierlich auf das große Hauptbuch der Firma und sagte mit erhobener Stimme:

„Das ist hier die Bibel des Hauses Ehrhard Redlich, und ebensowenig wie in der Bibel ist hierin ein Falsch vorhanden. Von einer besetzten Vergangenheit kann also keine Rede sein, jeder ehrenwerte Kaufmann wird für die Firma Ehrhard Redlich einstehen wie für seine eigene. Auch Sie haben also nicht den geringsten Anlaß, aus diesen Gründen das Geschäft aus der Hand zu geben, das zu den ersten in Berlin gehört.“

Seine Zuhörerin war ungeduldig geworden. „Mein Entschluß steht fest, und die Gründe habe ich Ihnen vorthin mitgeteilt; aber warum wollen Sie nicht an meine Stelle treten?“ Otto Steffen hob den blonden Kopf stolz empor und sagte entschlossen: „Verehrtes Fräulein, ich muß ablehnen, weil ich nichts geschenkt nehmen kann. Und dies wäre ein mehr wie fürsliches Geschenk.“

Trotz des tiefen Ernstes huschte doch ein leises Lächeln über das zarte Mädchenantlitz des Fräulein Prinzipal. „Lieber Steffen, Sie sind der erste, von dem ich solche Bedenken gehört habe und diese noch dazu unbegründet. Der Vorteil liegt doch eher auf beiden Seiten. Sie machen mir die Freude, meines Großvaters Lebenswerk zu immer neuer Blüte fortzuführen, und dafür müssen Sie Ihren Lohn haben. Also schlagen Sie ein.“ Sie reichte ihm herzlich ihre rechte Hand hin. Er blieb zurückhaltend wie bisher.

„Es geht wirklich nicht,“ sagte er bestimmt. „Hierüber würde man ganz bestimmt sprechen und zwar mit Recht; man würde sagen, ich will ganz offen sein, ich hätte die Gelegenheit benützt, Sie zu überrumpeln, und diesen Schein muß ich als Ehrenmann vermeiden.“

(Fortsetzung folgt.)

Zum Gedächtnis an grosse Zeit.

10. und 11. Januar 1915. — Kämpfe im Westen und Osten. Am 11. Januar erfuhr man über Kopenhagen, daß das deutsche Fluggeschwader auch in der Nähe der Themse-mündung erschienen, dann die englische Südküste entlang bis Dover geflogen war und daselbst Bomben abgeworfen hatte; dann erst war es gen Dänkirchen geslogen. Hierdurch erhielt die kühne Luftfahrt noch erhöhte Bedeutung. — Nördlich Crouy griffen die Franzosen an und wurden zurückgeworfen; bedeutender war der deutsche Erfolg in den Argonnen, wo den Franzosen innerhalb der vier Tage 1600 Gefangene abgenommen wurden und sich deren Gesamtverlust auf 3500 Mann belief. Bei Soissons dauerten die heftigen Anstürme der Franzosen an, besonders am 10. Januar war der Kampf um die Schützengräben sehr blutig. Am 11. Januar konnten die Franzosen östlich des umstrittenen Hügels 132 die Schützengräben besetzen, aber bereits am Abend kam die Wendung: die deutschen Truppen machten einen Gegenangriff und faßten bereits in der Mitte der von den Franzosen genommenen Stellungen Fuß. — Im Osten kam s namentlich an der Nida in Russisch-Polen zu hartnäckigen Kämpfen. Die Russen suchten an mehreren Stellen die Flugniederung zu passieren, wurden jedoch an beiden genannten Tagen unter starken Verlusten überall abgewiesen.

12. Januar 1915. — Schlacht bei Soissons, 1. Tag. — Rücktritt des österreichischen Ministers Graf Berchtold. Bei Soissons drängte nunmehr die Lage zur Entscheidung. Am genannten Tage schritten die deutschen Truppen zum allgemeinen Gegenangriff, der sich zunächst gegen die bewaldete Höhe richtete. Um 11 Uhr vormittags stürzten die waderen Soldaten aus ihrer Steinbruchstellung hervor und entrißen in kühnem Ansturm dem Feinde den nächsten Schützengraben; um 12 Uhr begann der Angriff auf dem rechten Flügel und siegreich wurde ein Kilometer-Gelände genommen. Dann wurde gegen die Waldhöhe vorgegangen, der Franzose zuerst aus dem deutschen, dann aus den eigenen Gräben geworfen und die Höhe hinuntergeworfen, wo er sich auf halbem Hange wieder setzte. — An diesem Tage erfolgte die Widerlegung der französischen Verleumdungen über angebliche deutsche Greuelthaten; die betreffende Erklärung der deutschen Regierung sagt zum Schluß: So muß der französischen Regierung jede Berechtigung zu allgemeinen Beschuldigungen und Verdächtigungen der deutschen Kriegsführung abgesprochen werden. — Überraschend war der Rücktritt des österreichischen Ministers des Außern Grafen Berchtold, der am genannten Tage erfolgte; er schied aus rein persönlichen Gründen unter Anerkennung der Österreich, auch während des Krieges geleisteten großen Dienste und mit dem Danke seines Souveräns. — Eine an diesem Tage eingehende Nachricht besagte, daß die Engländer die Insel Mafia, zu Deutsch-Ostafrika gehörig, besetzten.

13. Januar 1915. — Schlacht bei Soissons, 2. Tag. — Tabris von den Türken genommen. An diesem zweiten Tage der Schlacht bei Soissons erfolgte der deutsche Angriff auf Bregny, das nördlich von Venizel gelegen, wo die Franzosen bereits unter großen Mühen am Brückenschlag über die Aisne waren, um sich wenigstens den Rückzug zu decken. Am Spätnachmittag war der ganze Höhenrand in deutschem Besitz und die Franzosen vermochten sich nur noch in den abfallenden Hängen zu halten. Die Lage wurde für die Franzosen bereits kritisch und der Abzug über die Aisne gefährdet. — Im Osten wurden bei Gumbinnen und Löben russische Angriffe abgeschlagen. — Ein kaiserlicher Erlaß von diesem Tage bat, zu des Kaisers Geburtstag in diesem Jahre von den sonst stattfindenden Rundgebungen abzusehen. — Wieder hatten die Türken in der persischen Provinz Aserbeidschan einen großen Erfolg; von zwei Seiten unaufhalt-

sam vorrückend, besetzten sie Tâbris und Selmas, die beiden letzten Stützpunkte der Russen. Die Türken wurden als Befreier begrüßt, übrigens hatten sich die Perser in dieser Provinz schon gegen die Russen erhoben, sobald der Fetwa des Heiligen Krieges bekannt geworden war; in einem furchtbaren Blutbade fanden 2000 Russen ihren Tod.

14. Januar 1915. — Schlacht bei Soissons, 3. Tag. — Swatopmund englisch. Am dritten und letzten Tage der Schlacht bei Soissons fiel die Entscheidung. Die Franzosen traten den Rückzug über die Aisne an, der jedoch einzelnen Teilen nicht mehr gelang, so daß viele Gefangene in deutsche Hände fielen. Die Orte Cuffies, Crouy, Bucy-le-Long und Missy kamen ganz in deutsche Hände; die Beute betrug 5200 Gefangene, 35 Geschütze, Maschinengewehre und a. m., 5000 tote Franzosen deckten das Schlachtfeld. Auf dem Schlachtfelde von Soissons verließ der deutsche Kaiser dem General der Infanterie v. Lothow, dem Sieger des Tages, den Orden Pour le merite. — Im Osten gab es am Dunajec einen heftigen Artilleriekampf, bei dem die schweren deutschen Geschütze die russischen Batterien zum Schweigen brachten. — An diesem Tage besetzten die Engländer in Deutsch-Südwestafrika Swatopmund ohne Widerstand, da der Ort von den Deutschen verlassen war.

15. Januar 1915. — Der Erfolg der Kämpfe bei Soissons; die Argonnen-Erfolge. — Przemyßs Belagerung. Es stellte sich nunmehr immer klarer heraus, daß bei Soissons der Hauptschlag der Joffreschen Offensive geführt worden war; um so schwerer traf die Franzosen ihr gänzlicher Mißerfolg, der trotz aller Beschönigungen von ihnen schließlich zugegeben werden mußte. Auch in den Argonnen waren die deutschen Erfolge bedeutend, wennschon sie sich aus Teilerfolgen zusammensetzten. — Vor der Festung Przemyß war es bislang verhältnismäßig ruhig geblieben; die Russen glaubten, den ihnen wichtigen Platz durch Aushungerung in die Hände zu bekommen. Indes wagten sie ab und zu einen Angriff. — Am genannten Tage wurde das französische Unterseeboot „Saphir“ am Eingang der Dardanellenstraße von den Türken zum Sinken gebracht. — In Deutsch-Südwestafrika besetzte eine britische Abteilung den Hauptübergang des Oranjefflusses in deutschem Gebiet und trieb die deutsche Abteilung auf Sandfontein zurück; ein Erfolg von keinerlei Bedeutung.

16. und 17. Januar 1915. — Deutsche Bilanz im Westen. Burian und der deutsche Reichskanzler. In einem kurzen Bericht zieht die deutsche Heeresleitung eine Art Bilanz für die Zeit vom Beginn der großen Joffreschen Offensive bis in diese Zeit, also für etwa vier Wochen. Danach stellt sich die Lage so, daß die deutsche Heeresleitung durch die französische Offensive in keiner Weise in ihren Maßnahmen behindert wurde und daß die deutschen Truppen bei La Bassée, an der Aisne und in den Argonnen recht befriedigende Fortschritte machten. Zwischen Arras und der Oise blieb es verhältnismäßig ruhig; in dem Abschnitt zwischen Rezon und Berry au Bac wurden Baillly und Chavonne genommen und der große Sieg von Soissons errufen; südlich der Aisne wurde in der Gegend von Souain-Perthes erbittert gerungen und Reims ward wiederholt beschossen. Die französischen Gesamtverluste für deren Offensive stellen sich auf 150 000 Mann, auf deutscher Seite kaum ein Viertel davon. — Am genannten Tage kam es zu Kämpfen bei La Boisselle und bei Pont-a-Mousson und damit zu deutschen Teilerfolgen. — Erwähnenswert ist von diesem Tage der Telegrammwechsel zwischen dem neuen österreichischen Minister Baron Burian und dem deutschen Reichskanzler, in welchem sich die beiden leitenden Staatsmänner treue gegenseitige Unterstützung und unverbrüchliche Einigkeit gelobten. — In Belgien traf das Generalgouvernement die Anordnung einer Sonderbesteuerung der belgischen Flüchtlinge, die bis

zum 1. März 1915 nicht zurückgekehrt seien; die Hälfte dieser Steuer sollte den Gemeinden, die Hälfte dem Generalgouvernement für Verwaltungszwecke zufallen. Es sollten in erster Linie die noch im Auslande sich aufhaltenden Wohlhabenden getroffen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Lustige Ecke.

— Ein paar Feldgraue stehen in Pille vor einer Leestube und sind sich noch nicht schlüssig, ob sie eintreten sollen. Sie fragen einen vorübergehenden Landstürmer: „Gibts Amusement da drinnen?“ — „Und ob!“ flüsterte der Cicerone, „die Inhaberin ist eine wunderschöne Mademoiselle“ — „Kann sie auch ein bißchen Deutsch?“ forschen die beiden anderen. „Natürlich!“ meint der Landstürmer, „die hat da drinnen schon anno 70 serviert!“

— Dufche. „Vermissten Sie es nicht doch, gnädiges Fräulein, daß man nun schon so lange nicht tanzen kann?“ — „Durchaus nicht. Die Herren, mit denen man tanzen möchte, sind ja doch alle im Feld.“

— Das Zeitwort. Karlchen ist diesmal nicht versezt worden. Um dieses seinem Vater möglichst schonend beizubringen, kleidet er die unangenehme Mitteilung in folgende gefällige Form: „Weißt du, lieber Papa, der Fritz Lehmann und ich sind nicht umgruppiert worden.“

— Die Antwort in der Westentasche. In einem norddeutschen Städtchen traf ich während der verfloßenen Feiertage auf dem üblichen Bummel meinen Freund, den jetzigen Leutnant der Reserve. Nach kurzer Begrüßung zog er einen gedruckten Zettel aus der Tasche und sagte: „Dies das erst, ehe du fragst.“ Ich las:

1. Ich trage die Uniform des . . . Kavallerie-Regiments.
2. Ich komme unverwundet von der Front in R.
3. Ich habe Urlaub vom . . . bis . . .
4. Ich glaube nicht an einen weiteren großen Vormarsch im Osten.
5. Ich weiß ebensowenig wie Hindenburg, wann der Friede „ausbricht“.

Aus den Meggendorfer Blättern.

Resignation

— „Der Krieg kommt mir schon vor wie ein verschleppter Schnupfen — es ist noch gar nicht gesagt, daß man ihn jemals wieder los wird.“

Auskunft

Gast: „Was eine Mark verlangen Sie für die Kaviarsemmel? Ist denn der Kaviar jetzt schon so teuer geworden?“

Kellner: „Der Kaviar nicht, aber die Zwiebeln!“

Einwand

Mutter: „Wasche Dir doch Deine schmutzigen Hände, Kurt, ehe Du das Brot nimmst.“

— „Ach, es ist ja Schwarzbrot.“

Im Rater

— „Trinkt denn mein Sohn auch hie und da Wasser, nicht immer Bier?“

Hauswirtin: „Das will ich meinen! In aller Früh schon trinkt er immer die ganze Waschküßel aus.“